

Ein tapferer Offizier

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Taubstumm-Zeitung**

Band (Jahr): **11 (1917)**

Heft 8

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-923446>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zur Unterhaltung

Ein tapferer Offizier.

Die Russen waren in Ostpreußen eingerückt.

Ein lauer, klarer Augustabend! Ein preussischer Leutnant und acht Soldaten schlichen vorsichtig, lautlos über das stille Feld. Sie wollten den Feind erspähen.

Sie kamen an einen dunklen Tannenwald. „Halt! Ganz stille!“ wisperte der Offizier. Sie hielten den Atem an. Nichts regte sich. Leise, leise nur zitterten im Windhauch die Spitzen der schlanken Tannen.

Der Leutnant glitt auf einem schmalen Pfade allein vorwärts. Er hielt den Revolver schußbereit in der Hand. Eine Gule krächzte Weinerlich: „Uhu! Uhu!“ Der Leutnant schreckte zusammen. Das Herz stand ihm still. Doch blieb alles ruhig.

Plötzlich krachten Schüsse. Zahlreiche Russen stürzten von der anderen Ecke des Waldes hervor. Unsere Soldaten hasteten zurück. Einige sanken getroffen zusammen. Der Leutnant konnte nicht mehr zurückweichen. Blitzschnell warf er sich in ein mannhohes, dichtes Gesträuch. Niemand bemerkte ihn.

Er hörte eine zeitlang Lärm und Kampfesgetöse. Die Feinde rückten über das ganze Feld vor.

Im Walde blieb es stille. Auch auf dem Felde trat wieder Ruhe ein. Der Leutnant lag und dachte nach. Sein Herz klopfte zum Zerspringen. Dicker Schweiß trat auf seine Stirn. Stunde um Stunde verrann. Das Dunkel begann zu verschwinden. Das erste Morgenrauen erschien. Der Leutnant horchte. Er spähte umher. Er schob sich langsam, gebückt, tiefer in den Wald hinein.

Er kam an eine sumpfige Wiese. An einem Hügel entdeckte er eine Erdhöhle. Die lag ganz unter kleinen Tannen verborgen. Er schlüpfte hinein. Er machte sich ein weiches Lager aus Tannenzweigen und Moos. Dann setzte er sich nieder. Er verspürte starken Hunger. Er hatte etwas Brot und Schokolade in der Tasche und kalten Kaffee in der Feldflasche. Er aß und trank.

Nachdenklich saß er eine Weile still. Darauf murmelte er: „Ich bin so müde.“ Sein Haupt neigte sich langsam herab. Er legte sich nieder und schlief ein.

Er schlief lange. Endlich erwachte er. Es war dunkle Nacht. Er hatte großen Hunger. Ein wenig Kaffee besand sich noch in der Feldflasche. Den trank er aus. Dann wartete er auf den Morgen. Nach mehreren Stunden brach der Tag an. Die Sonne stieg höher und höher. Doch der Offizier wagte sich nicht hervor. Er wollte den Feinden nicht in die Hände fallen.

So saß er bis zum späten Nachmittage. Der Hunger verursachte ihm große Qual. Da trat ein alter Mann auf die Wiese und mähte Gras. Der Leutnant beobachtete ihn. Er pfliff leise. Der Mann horchte auf. Er sah sich um. Der Offizier rief mit gedämpfter Stimme: „Bitte, hier!“ Er winkte den Mann heran.

Der kam zögernd. Er sah ganz erstaunt auf den deutschen Soldaten und sagte: „Um Gottes Willen, hier stehen überall Russen.“ Der Leutnant erwiderte: „Ich weiß es. Doch Sie müssen mir helfen.“

Hinter der Wiese stand des Mannes Wagen, welcher mit einem kleinen Pferde bespannt war. Der Offizier legte sich in den Wagen. Der Mann bedeckte ihn ganz mit Gras und fuhr heim. Da versteckte sich der Leutnant in einem Keller. Der lag ganz verborgen und kein Feind fand ihn.

Der hilfsbereite Mann war ein Händler. Er mußte jetzt täglich in den Bauerndörfern umherfahren und für die feindlichen Feldküchen Milch, Eier und Butter holen. Er hatte einen 24 Jahre alten taubstummen Sohn. Der durfte mitfahren und ihm helfen.

Der Offizier und der Taubstummer wurden alsbald gute Freunde. Wunderbar! Sie hatten beide dieselbe Größe und auch im Gesicht etwas Ähnlichkeit.

Der Offizier lernte in einigen Tagen die Gebärdensprache. Er lernte sich benehmen wie ein Taubstummer.

Eines Nachmittags fuhr nun der Offizier als taubstummer Sohn verkleidet mit dem Alten über Land. Da sah er, wo die feindlichen Kanonen standen. Er schätzte die Anzahl der Feinde. Er merkte sich die Regimenter. Russische Soldaten hielten den Wagen an. Der Leutnant plauderte wie ein Taubstummer. Er sprach langsam, rauh wie ein Taubstummer. Ein russischer Hauptmann sagte: „Aha! Das ist Ihr taubstummer Sohn. Der kann bleiben. Alle hörenden, jungen Männer werden gefangen genommen. Sie sollen nicht gegen uns kämpfen.“ Der Händler nickte und fuhr weiter.

Es dunkelte bereits stark. An der Waldecke

kommen sollten. Erst um 12 Uhr langten sie schweißtriefend an. Auch noch vom Seeland kamen einige herauf, so daß wir unser 26 Mann beisammen waren. In der Wirtschaft zum „Hirschen“ nahmen wir ein gutes Mittagessen ein. Dann wurde der ehemaligen Taubstummenanstalt, jetzt Verpflegungsanstalt, ein Besuch gemacht. Da hat sich vieles geändert und ist vieles umgebaut worden. Der Turnplatz, wo wir uns so oft und gerne herumtummelten, ist jetzt in traurigem Zustand, fast nicht mehr sichtbar. Auch wurden noch zwei ebenfalls gut gelungene photographische Aufnahmen gemacht. Nun ging's gemütlich bergab nach Seedorf und Narberg. Nach einstündigem Aufenthalt ging's in strammem Marsch auf das Städtchen Lyß zu. Die Aeltern benützten die Bahn. Nach einstündigem Warten in Lyß auf den Zug fuhren wir heim. Wir hatten Glück, indem der Kondukteur uns wegen Platzmangel einen Wagen 1. Klasse anwies. Da konnten wir so recht gemütlich unsere müden Beine strecken und langten nach 8 Uhr wohlbehalten in Bern an. Es war ein wohl-gelungener Ausflug, der uns allen in froher Erinnerung bleiben wird.

J. R.

Zürich. Sonntag den 17. Juni fanden wir uns in Winterthur zu einem Gottesdienst ein. Herr Pfarrer Weber legte der Predigt folgenden Text zu grunde:

„Wenn ihr den Menschen ihre Fehler vergebet, so wird euer himmlischer Vater euch auch vergeben. Wenn ihr aber den Menschen ihre Fehler nicht vergebet, so wird auch euer Vater eure Fehler nicht vergeben.“ (Matth. 6, 14—15).

Anschließend an diese Predigt machte er uns am Schluß noch die Mitteilung, daß der Kirchenrat durch ein Schreiben die Pfarrer ersuchte, auch im besondern mitzuwirken an der Linderung des Loses der entlassenen Sträflinge. Denn es gibt Leute, welche keine Menschen, die in Gefängnissen, Strafanstalten u. ihre Fehler büßen mußten, bei sich arbeiten und ihr ehrliches



Mitglieder der Berner „Alpenrose“
besuchen ihre frühere Bildungsstätte Freienberg.

Auskommen finden lassen wollen. Solche Leute, welche die aus Gefängnissen Entlassenen von sich stoßen wollen, sollen diese Mahnung des Vergebens beachten. Die am Schlusse des Gottesdienstes erhobene Steuer wurde zu Gunsten der Fürsorge der entlassenen Sträflinge bestimmt.

Nachher lud Herr Pfarrer uns zu einem Ausflug nach Eglisau ein, worauf er uns schon vorher durch Karte aufmerksam gemacht hatte. Fast alle meldeten sich zu dem Ausflug. So fuhren wir nachmittags 2 Uhr von Winterthur weg durch das Töbital. Auf der Station Embrach-Korbas verließen wir Marschfähigen und Wanderfrohen den Bahnzug, während die andern bis Eglisau weiterfuhren. Auf der Station Korbas schloß sich eine Schicksalsgenossin unserer Gesellschaft an, ferner trafen wir einen von den drei Radfahrern, welche den Ausflug auf ihren Velos mitmachten. Die zwei andern stießen später zu uns. Wir zogen nicht im Tal, sondern oben am Talhang hin und bekamen so eine freiere Aussicht. Korbas und Freienstein drunten an der Töb konnten wir

aus der Vogelperspektive* betrachten. Auf einem Hügel gegenüber ließ sich die alte Burg-ruine Freienstein sehen und dahinter schloß der breite, bewaldete Irchel unsern Gesichtskreis gegen Norden ab. Der Weg führte uns meist über Feld. Fast alle Wiesen waren gemäht und wir begegneten manchem Fuder Heu. Die Getreidefelder standen in schöner Pracht. Um das Dörfchen Teufen am Irchel kann man lückenlos zusammenhängende Rebgelände sehen. Angenehmer war uns der Schatten des Waldes. Bald konnten wir durch einen Taleinschnitt den Kirchturm von Buchberg und tiefer unten ein Gewässer erblicken. Einer der Vorausgeeilten rief beim Anblick desselben: „Ein See!“ Ein Geographiekundiger hätte aber in jenem Gewässer keinen See, sondern einen Fluß, den Rhein, erblickt!

Mittlerweile war auch das untere Töftal durchgelaufen und wir näherten uns dem Rhein. Ein entzückender Wechsel im Landschaftsbild: Der smaragdgrüne Strom zu unsern Füßen, eingefast von hohen, bewaldeten Uferborden. Unmittelbar vor der Wendung des Stromes gegen Nordwesten ist die Mündung der Töf, deren Bett aber in diesen trockenen Sommertagen fast leer ist. Badenbe belebten die Szenerie an der Töf. Auch eine Fähre erblickten wir am Ufer und jenseits die Behausung des Fährmanns, die einzige Ansiedelung in diesem romantischen Winkel.

(Schluß folgt.)



Aus dem 10. Jahresbericht des Schaffhauser. Fürsorge-Vereins für Taubstumme für das Jahr 1916.

Wir dürfen auf eine zehnjährige Vereins-tätigkeit zurückschauen. Wir werden es in aller Stille und Bescheidenheit tun. Es ist uns ergangen, wie es meistens geht. Wir haben uns in der Taubstummen-Fürsorge bei der Gründung schöne, hohe Ziele gesetzt. Und nun müssen wir uns eingestehen, daß diese Ziele nicht alle erreicht sind. Aber einige haben wir doch erreicht; und in anderen sind wir wenigstens „unterwegs“.

Wir haben die Taubstummen gesammelt.

Perspektive = Lehre von der Darstellung der Dinge; hier: äußere Ansicht nach unten, wie der Vogel es sieht.

Das war das Werk von Herrn Pfarrer Bremi in Buch. Manche fühlten sich recht vereinsamt und verlassen. Sie konnten keinen Anschluß finden in der „neuen Welt“ der Hörenden nach ihrer Entlassung aus der Anstalt. Auch das bedeutet Leiden, ein Leiden ganz besonderer Art. Und nun kommen die 55 Taubstummen unseres kleinen Kantons einige Male zusammen. Die Freude war groß, als sich alte Anstaltskameraden wieder fanden. Viele hatten sich seit langen Jahren nicht mehr gesehen. Was hatten die sich nicht alles zu erzählen! Alte Anstalts-Erinnerungen wurden wieder aufgefrischt. Sie erzählten sich, wie es ihnen seither ergangen. Nun waren sie plötzlich wieder in ihrer besondern Welt drin, und sie fühlten sich wohl darin. Die Einsamkeit, in die sie am Abend jeweils wieder zurückkehren müssen, läßt sich wieder leichter ertragen.

Wir haben für die Taubstummen Gottesdienste veranstaltet. Manche Taubstumme hatten seit Jahren keine Predigt mehr „gehört“. Wie sollten sie auch? Der Pfarrer auf der Kanzel ist zu weit von seinen Zuhörern weg, als daß der Taubstumme ihm ablesen könnte. Einige haben's versucht, öfters versucht. Es war zu schwer. Und dann blieben sie weg. Höchstens zur Abendmahlsfeier kamen sie zur Kirche. Nun haben unsere Schaffhauser Taubstummen jährlich vier Gottesdienste. Das ist ja auch nicht viel, aber sie sind darin so gut dran wie ihre Schicksalsgenossen in den übrigen Kantonen. Nur mit den Städten Basel, Bern und Zürich können wir uns nicht messen. Aber gerade die Zürcher und Basler, die schon öfters unsere Gäste waren, haben es uns schon gesagt und geschrieben, wie schön unsere Schaffhauser Zusammenkünfte seien. Und — was die Hauptsache ist — sie kommen regelmäßig, unsere Schaffhauser Taubstummen. Ein Zeichen, daß sie gerne kommen. Das sind für sie Sonnentage, an denen auch sie das Licht der Freude verspüren dürfen. Wir haben bei unsern Einladungen nicht scharfe Landesgrenzen gezogen; nicht einmal in der Zeit der Grenzsperrre. Die Taubstummen der Zürcherischen und der Thurgauischen Nachbarschaft werden auf ihren Wunsch hin eingeladen. Und die Badenser fanden den Weg in die Randenburg trotz allen Grenzschwierigkeiten. Manchem hat schon unser Einladungsformular das „Passieren“ ermöglicht. Und als sie am Neujahrstage 1917 einen Taubstummen nicht mit der Bahn fahren lassen wollten, fand dieser an der Straße einen freund-